

dimensiOnen

Newsletter Wissenschaftsjournalismus - Heft 29, Winter 2005/06

Neuigkeiten aus der Szene ...

Dieser Newsletter wurde von angehenden Wissenschaftsjournalisten hergestellt, den Absolventen des Zusatzstudiengangs Wissenschaftsjournalismus an der Freien Universität Berlin sowie von Studierenden der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (Bachelor- und Masterstudiengang) an der Freien Universität Berlin.

Der Newsletter Wissenschaftsjournalismus!

Inhalt:

| | |
|---|-----------|
| Wissenschaftskommunikation in Europa | 1 |
| Pressearbeit für ein Forschungsinstitut | 2 |
| Wissenschaftsjournalismus online | 3 |
| Wissenschaft von einem anderen Stern | 4 |
| W wie Wissen: Ranga Yogeshwar | 5 |
| Impressum | 6 |
| Konkurrenz im Netz | 7 |
| Der Welterklärer: Harald Lesch | 8 |
| Der Qualifizierer: Holger Hettwer | 9 |
| Wissenschaftskabarett: Vince Ebert | 11 |
| Das „virtuelle“ Journalistenbüro | 12 |
| Öffentlichkeitsarbeit: Josef Zens | 13 |
| Jugendliche und Wissenschaftskommunikation | 15 |
| Wissenschaftsjournalismus studiert: Marcel Weingärtner | 16 |

Wissenschafts- kommunikation in Europa

Auf einem neuen Internet-Portal namens AthenaWeb können Filmsequenzen heruntergeladen werden. Anmelden können sich ausschließlich Journalisten und Wissenschaftler.

AthenaWeb bietet eine elektronische Bibliothek, die u.a. kurze Filmsequenzen enthält. Diese lassen sich unter verschiedenen Kategorien des Kopierschutzes herunterladen. Außerdem gibt es ein Diskussionsforum, einen Veranstaltungskalender und einen Nachrichtendienst für Wissenschaftsthemen.

Zugang zu der Seite erhält man nur nach voriger Anmeldung. Dazu sind einige persönliche Angaben zu Wohnsitz und Beruf notwendig. Allerdings ist die Seite nur für Journalisten und Wissenschaftlern bestimmt.

AthenaWeb ist seit Januar dieses Jahres freigeschaltet. Bis März befand es sich in der Testphase. Nun hat sich der Hauptsponsor, die Europäische Forschungskommission, zu einer Fortführung der Finanzierung entschlossen.

Die Betreiber bezeichnen ihre Seite als ein "vortal": ein professionelles Internet-Portal für audio-visuelle, wissenschaftliche Informationen. Es soll Filmemachern die Möglichkeit zum Austausch mit Kollegen geben. Wissenschaftler können anhand der Beiträge die Darstellung wissenschaftliche Ergebnisse in den Medien verfolgen. Auf diese Art sollen möglichst alle europäischen Staaten von in Europa produzierten Wissenschaftsfilmen profitieren.

Weitere Infos unter: www.athenaweb.org

Pressearbeit für ein Forschungsinstitut

Doris Böhme forschte bis 1991 als Chemikerin an der Akademie der Wissenschaften in Leipzig. Seit 1992 leitet die heute 40-jährige die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit am Umweltforschungszentrum in Leipzig/Halle.

Frau Böhme, wie lange dauert der erfolgreiche Einstieg in den Beruf?

Den Einstieg hat man schnell gefunden. Aber der Prozess des Lernens dauert bis heute an. Dazu gehört Erfahrungen sammeln, sich theoretische Grundlagen aneignen, diese in der Praxis umsetzen und aus der Praxis wieder neue Erfahrungen mitnehmen.

Vor allem in den Anfangsjahren haben mir Kollegen aus verschiedenen Pressestellen sehr geholfen und mir mit Rat und Tat zur Seite gestanden – heute ist es ein gegenseitiges Geben und Nehmen. Außerdem habe ich ein anderthalbjähriges Fernstudium absolviert, das mir den theoretischen Rückhalt gab. Ich glaube nur so funktioniert es auch – Fachwissen, in meinem Fall naturwissenschaftliches, theoretische Grundlagen der PR und viele Praxiserfahrungen.

Hat sich die Arbeit in einer Pressestelle verändert?

So wie sich die Kommunikationstechnologien und Kommunikationswege entwickeln, verändern sich auch die Wege und Mittel in einer Pressestelle oder in der Öffentlichkeitsarbeit. Denken Sie nur an die Karriere des Internet in den letzten 10 Jahren.

Aber auch das Wissen in einer wissenschaftlichen Einrichtung wächst immer schneller. Man muss zukünftig noch wesentlich zielgerichteter und effektiver nach innen und nach außen kommunizieren.

Was heißt zielgerichteter als früher?

Einfach zu sagen, ich möchte die Öffentlichkeit erreichen, langt nicht. Ich muss wissen: Sind das Kinder, Jugendliche, Erwachsene oder Rentner? Welche Bildung hat meine Zielgruppe?

Es ist auch ganz entscheidend, die andere Seite zu fragen, was sie interessiert. Was wollen sie wissen? Und wie wollen sie es vermittelt bekommen? Sind sie

Zeitungsleser? Sehen Sie TV oder hören sie Radio? Oder nutzen sie eher das Internet, um sich zu informieren?

In der Pressestelle des Umweltforschungszentrums geht es um Wissenschaftskommunikation. Welche Aufgaben sollte die Ihrer Meinung nach erfüllen?

Wissenschaftskommunikation soll einen Dialog in Gang setzen. Ich glaube, das funktioniert noch zu wenig. Nur darüber zu berichten ist das eine, es sollte auch etwas zurückkommen.

Kommt denn von der Öffentlichkeit etwas zurück?

Jedes Jahr wachsen die Besucherzahlen hier am Umweltforschungszentrum, bei Veranstaltungen, wie der langen Nacht der Wissenschaften oder zum Wissenschaftssommer in Berlin. Dorthin zwingt die Leute niemand. Sie wählen gezielt populäre Wissenschaft aus der Vielzahl von kulturellen Angeboten aus. Da spürt man die Neugier der Besucher aller Altersklassen und dort kommt es zum Dialog.

Wichtig ist, die Kommunikation nicht abreißen zu lassen sondern immer wieder etwas anzubieten. Es gibt auch kritische Bemerkungen, die man akzeptieren muss. Beispielsweise wird immer wieder nach der gesellschaftlichen Relevanz bestimmter Forschungsprojekte gefragt.

Wie schätzen sie die Zukunft der Wissenschaftskommunikation ein?

Das ist eine schwierige Frage. Vieles unterliegt ja Modeerscheinungen. Ich glaube fest daran, auch weil ich daran glauben möchte, dass nach wie vor in den Medien über Wissenschaft berichtet werden wird. Und in sofern schätze ich den Markt der Wissenschaftskommunikation als zukunftssträftig ein.

Haben Sie noch einen Tipp für Berufseinsteiger?

Sie müssen natürlich das entsprechende Wissen mitbringen. Sie müssen gegenüber den unterschiedlichen Wissenschaften aufgeschlossen sein. Sie müssen Geduld und Ausdauer haben, sich auf komplizierte Themen und die Spezies Wissenschaftler einzulassen. Sie müssen natürlich gut schreiben und sich gut artikulieren können sowie in der Lage sein, komplizierte wissenschaftliche Sachverhalte auf ein für den Laien verständliches Niveau herunterzubrechen. Ein naturwissenschaftliches Fachstudium und daran angeschlossenen eine Ausbildung zum Wissenschaftsjournalisten schafft sicher optimale Voraussetzungen.

Die Fragen stellte Anne-Kristin Barth

Wissenschafts- journalismus online

Interview mit Volker Lange, Gründer, Herausgeber und Chefredakteur des Internetmagazins „Morgenwelt“.

Wie fand „Morgenwelt“ ihren Anfang?

Ich war für den Hörfunk und fürs Fernsehen tätig, als die merkwürdige neue Welt des Internets entstand. Diese Welt hat mich sehr fasziniert. Und da habe ich Texte von mir einfach ins Netz gestellt.

Ich hatte gar nicht damit gerechnet, dass das überhaupt jemand zur Kenntnis nimmt. Bis ich dafür einen Preis bekam. Dadurch merkte ich, dass Leute interessiert, was ich da mache. Und da habe ich gedacht, ich kann ja mal versuchen, ein Magazin zu machen, wie ich es immer schon selber machen wollte.

„Morgenwelt“. - Wie kam es zu diesem Namen?

Ich bin Fan von Science Fiction. Eines der besten Science Fiction Romane der 70er Jahre hat der britische Autor John Brunner geschrieben. Und dieser Roman heißt in der deutschen Version „Morgenwelt“.

Das Buch ist in einer Montagetechnik geschrieben. Als Leser muss man sich sein eigenes Bild im Kopf zusammensetzen. Und das entsprach dem, was ich mir für das Internet vorstelle. Denn aus meiner Sicht bekommt man da nur Mosaiksteine der Wirklichkeit geliefert. Denken muss man selber.

Und wie ging es dann weiter mit „Morgenwelt“?

Als das Magazin gegründet war, schlossen sich recht schnell weitere Journalisten dem Projekt an. Wir haben dann angefangen, für verschiedene Kunden Nachrichten aus der Wissenschaft zu verfassen, zum Beispiel den Nachrichtenblock für ein tägliches Wissenschaftsmagazin im WDR-Hörfunk. Auch andere Medien und Industrie zählten zu unseren Kunden. Morgenwelt war zu der Zeit ein sich selbst tragendes Projekt.

Bis 2001 klappte das ganz gut. Dann brach die New Economy zusammen. Ich dachte eigentlich, das würde uns nicht treffen, weil wir nur Old Economy Kunden hatten. Dummerweise haben die aber auch angefangen, Geld zu sparen. Und schließlich musste Morgenwelt eingemottet werden.

Vor 2 Jahren habe ich dann angefangen, Morgenwelt wieder nach oben zu fahren. Eine Refinanzierung ist zwar noch nicht da, aber das entwickelt sich jetzt langsam.

Wie ist das überhaupt mit der Finanzierung von „Morgenwelt“?

Google-Werbung kann weitgehend die technischen Kosten ersetzen. Und eine indirekte Finanzierung haben wir durch Kunden, die wir bei ihrem Online-Auftritt journalistisch unterstützen. Wir bieten zum Beispiel dem Alumni-Magazin WIR der FU-Berlin die Heimstätte für seinen Online-Auftritt.

Der regelmäßige Nachrichtenteil wird zugeliefert von unserer ehemaligen Nachrichtenredaktion: Als Morgenwelt auf Eis gelegt wurde, hatte die sich selbstständig gemacht und die Morgenwelt-Kunden übernommen. Dafür liefert sie jetzt wieder bei Morgenwelt zu.

Aber die Artikel schreiben die Leute kostenlos, aus Spaß. Das heißt, Morgenwelt ist gegenwärtig kein Geschäftsmodell, mit dem man Geld verdienen kann.

Was sind die Schwierigkeiten beim Online-Journalismus, was sind die Chancen?

Wir sind immer noch im technischen Umbruch. Das heißt, wir wissen nicht, ob wir in zehn Jahren nicht ein flexibles Display haben, wo der Text, den wir lesen wollen, gegen Abo-Gebühr einfließt. Sollte das der Fall sein, spielt der Online-Journalismus auch ökonomisch wieder eine wichtige Rolle.

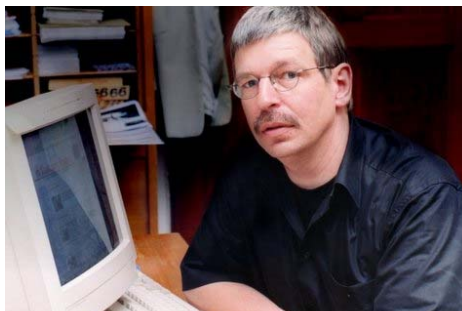
Heute überwiegen seine Schwierigkeiten, denn er lässt sich nicht refinanzieren. Spiegel-Online beispielsweise funktioniert nur, weil die große Spiegel-Redaktion zuliefert.

Dazu kommt: Eine ganze Generation ist mit dem Gefühl aufgewachsen, dass alles kostenlos ist. Bis hin zum Handy, das maximal 1 Euro kosten darf. Wieso sollte man da Geld dafür ausgeben, dass man online etwas lesen darf?!

Was die Finanzierung durch Werbung angeht: Bei einem Print-Magazin nimmt man - auch indirekt - zur Kenntnis, wenn man das Heft durchblättert. Außerdem hat man einen festen, spezifischen Abonnentenstamm, der sich für einen bestimmten Themenbereich interessiert und mit dem Werbekunden und der Verlag kalkulieren können. Die Leser von Online-Magazinen sind unberechenbarer. Hier Werbung dazwischen zu streuen, ohne dass der Leser gleich wegklickt, ist sehr schwierig.

Insofern haben sich viele Illusionen, die mit online-Journalismus verbunden waren, in Luft aufgelöst. Jetzt muss man einfach schauen, was technologisch passiert. Und ob die Leser in Zukunft bereit sein werden, für Informationen via Internet Geld auszugeben.

Die Fragen stellte Sonja Baum



Wissenschaft von einem anderen Stern

Eine galaktische Reportage von der Langen Nacht der Wissenschaften in Berlin

F4G9 an Basisstation Omega: 11-06-05-17.03. Erfolgreich gelandet. Menschengestalt angenommen. Befinde mich im großen Saal einer ihrer Lernfabriken – Universität genannt. Heute ist eine besondere Nacht: „Lange Nacht der Wissenschaften“. Normalerweise hocken sie Tag und Nacht in kleinen viereckigen Räumen und erforschen Dinge, die wir schon in der Kindheit gelernt haben.

Die Menschenkinder sehen sehr merkwürdig aus: sie haben ein rotes und ein grünes Auge. Ich nehme Kontakt auf. „Entschuldigung, ich bin der Reporter aus dem All...äh...Al.fred-Wegener Institut. Kannst du mir kurz sagen, was du hier machst?“ „Ich gucke mir mit einer 3D-Brille an, wie der Mars aussieht, da kann man die ganzen Hügel und Täler gut mit sehen.“ „Aha, warum? Das ist doch ein alter Hut!“ „Wie? Was für ein Hut?“ „Ach nichts, sag mal, Menschenkind, wie heißt du denn und wie alt bist du?“ „Ich heiße Luisa und bin 8 Jahre.“ „Ok, danke“. Die Menschenkinder werden ja immer früher in die Lernfabriken geschickt!

Ich gehe weiter. Oh, das sieht interessant aus. Das glitzert schön. „Was ist das bitte?“ „Das sind gehärtete metallische Schäume, besonders leicht, leichter als Wasser, und relativ stabil. Man mischt Aluminiumpulver mit einem Treibmittel Titantrinitrit, verpresst es bei ca. 400 Grad Celsius, lässt es wieder abkühlen, erhitzt es nochmals. Bei 550 Grad setzt das Titantrinitrit Wasserstoff frei und dieser Wasserstoff erzeugt Blasen.“ „Sehr interessant, und wo kann man das einsetzen?“ „In der Automobilindustrie gibt es ein paar Interessenten. Und in Japan wird es als Schalldämmung in Tunneln verwendet.“ „Kann man damit vielleicht auch ultraleichte Raumschiffe mit bauen?“ „Wie bitte?“ „Ach, vergessen Sie’s.“

Ich kann aber auch nicht meinen Mund halten. Was will man hier machen? Mit Sonnenkollektoren Energie erzeugen! „Und was ist das hier, Herr...Herr?“ „Enke. Das ist ein selbstkühlendes Bierfass. Ähnlich wie das Prinzip der Kältekompansionsmaschine, das man aus dem Kühlschrank kennt. Hier im Fass setzt man den Druck herab, setzt somit die Siedetemperatur des Wassers herunter und entzieht dem Bier in diesem Fall die Wärme. Die Wärme wird von einem Mineral, dem Zeolith, das sich hier in der äußeren Fasswand befindet, aufgenommen. Und das Bier kühlt ab, das ist echt super: man braucht keine Stromquelle, man braucht keinen Kühlschrank.“

Nun ja, was der Mensch nicht alles tut, um ein gekühltes Hopfen-Gersten-Wassergemisch zu trinken. Nun werde ich erstmals den Shuttlebus benutzen, den man extra für diese Wissenschaftsnacht eingerichtet hat. Ich will ja nicht auffallen. Es gibt fünf verschiedene Kreisrouten, die an manchen Stellen miteinander verbunden sind. Bin mal gespannt auf diese Flitzer.

Von wegen Flitzer! Geschlagene 20 Minuten stand ich an einer der Aufnahmestellen. Nun weiß ich auch, warum es lange Nacht heißt. Kommandozentrale bitte folgende Daten notieren: ca. 7.000 Wissenschaftler, Mitarbeiter und Studierende aus 59 verschiedenen Einrichtungen präsentieren 1.161 Projekte, 558 davon gab es noch nie während einer Langen Nacht zu sehen. 94 Programme richten sich speziell an Menschenkinder und Menschenkluster – so genannte Familien.

Medizinhistorisches Institut Charité. Hier kann man sich menschliche Organe in Gläsern angucken oder in Mikroskopen anschauen, wie Tuberkuloseerreger aussehen. Ganz schön voll hier! Der Mensch scheint sich wohl sehr um seine Gesundheit zu sorgen, nicht wahr Frau Dr. Fuchs? Sie arbeiten am Zentrum für Geschlechterforschung der Medizin. „Nun ja, Frauen kümmern sich sehr viel mehr um ihre Gesundheit, sie gehen viel früher und regelmäßiger zum Arzt. Außerdem sterben Männer viel häufiger in Autounfällen, weil sie weniger umsichtig fahren.“ Aha, das eine Geschlecht scheint intelligenter zu sein als das andere.

Ich fahre weiter. Schade – nun habe ich schon die Führungen der Rechtsmedizin der Charité verpasst. Dort konnte man einen authentisch nachgestellten Tatort in Begleitung eines Rechtsmediziners erleben. Solche Homozide sind ja in der Tat auf der Erde recht verbreitet.

Warum sind die Shuttles auch so langsam und warum kommen sie so selten? Nun schaffe ich nur noch das Max-Planck-Institut für molekulare Genetik in Berlin-Dahlem. Hier bestätigt sich wieder mein Eindruck über die einfache Gestaltung des Menschlings. 25% seiner Gene stimmen selbst mit der Bäckerhefe und 98% mit den behaarten kletternden Gestalten namens Affen überein.

Na, wenn das kein Zufall ist: als einer der letzten Gäste geht gerade ein gewisser Walter Momper aus der Türe heraus. Der war für die Menschen dieser Metropole mal ein wichtiger Mann. „Momentchen, Herr Momper! Wie hat Ihnen die Lange Wissenschaftsnacht gefallen und wie ist Ihr Fazit?“ „Sie ist unbedingt notwendig. Wir müssen Wissenschaft so populär machen wie Kunst und Kultur. Diese Öffnung der Institute finde ich sehr gut. Wir waren hier bei den Embryonalbiologen im Labor; die haben uns vorgeführt, wie man in die Embryonalentwicklung eingreifen kann. Das war sehr eindrucksvoll“

Ich muss sagen, es hat mir auch Spaß gemacht, diese Erdenforschung anzusehen. Auf der „klügsten Nacht des Jahres“ bin ich ein bisschen schlauer geworden. Nun aber schnell zurück zum Raumschiff, das ich im Dickicht des Tiergartens versteckt habe. Kommandozentrale, F4G9 meldet sich zurück!

Christian Eßer

W wie Wissen



Interview mit Ranga Yogeshwar

Herr Yogeshwar, Sie gehören zu den beliebtesten und bekanntesten Wissenschaftsjournalisten in Deutschland. Sie moderieren in der ARD das Magazin „W wie Wissen“ und seit vielen Jahren das Magazin Quarks&Co auf WDR. Auf der Internetseite der Sendung versichern Sie dem Besucher, dass es keinen besseren Job als den des Wissenschaftsjournalisten gibt. Können Sie das erklären?

Meines Erachtens steckt hinter dem Wissenschaftsjournalismus eine wichtige Vision: Eine demokratische Gesellschaft, die auf den mündigen Bürger setzt, braucht auch Bürger, die etwas von den Prinzipien verstehen, die die Welt verändern. Und wir werden ständig mit neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen konfrontiert – etwa 20.000 wissenschaftliche Publikationen erscheinen täglich. Außerdem ist es reizvoll, weil man vieles auch für sich persönlich erkennt, Dinge im Zusammenhang sieht. Und fürs Lernen bezahlt zu werden, das hat nicht jeder.

Sie haben ursprünglich als Diplom-Physiker an verschiedenen Instituten geforscht. Was war Ihr Antrieb, dann doch Wissenschaftsjournalismus zu betreiben?

Ich glaube, dass es nicht schlecht ist, wenn auch die Menschen in der Wissenschaftsabteilung eines Fernsehsenders einen Einblick in die Welt der Wissenschaft haben und unter Umständen auch Erfahrung darin gesammelt haben. Der Wechsel selbst war reizvoll, weil die Profile der verschiede-

nen Berufe sich völlig unterscheiden. Der Forscher lebt in einer sehr kleinen Gruppe, in der er einen hohen Konsens hat. Auf der anderen Seite ist ein Wissenschaftsjournalist im Grunde genommen mit der ganzen Breite der Gesellschaft konfrontiert: mit Menschen die vielleicht keine akademische Ausbildung haben oder nicht qua Beruf ein gewisses Interesse für Wissenschaft aufbringen. Diese verschiedenen Ebenen miteinander zu verkoppeln, ist ein lohnendes Ziel.

Welche Voraussetzungen sollte ein guter Wissenschaftsjournalist mitbringen?

Eine starke innere Lust muss darin bestehen, sich mit Inhalten auseinander zu setzen. Journalisten, die nicht bereit sind, sich über viele Stunden mit wissenschaftlichen Themen zu befassen, Papers zu lesen, überhaupt zu verstehen, was dahinter steckt, denen wird der Job keinen Spaß machen. Außerdem muss man große Lust haben, Wissen zu durchdringen und an breitere Schichten zu vermitteln, indem man es in die Alltagswelt des Lesers oder Zuschauers einbettet.

Sie sind als guter Erklärer bzw. Kommunikator bekannt. Wo haben Sie Ihre didaktischen Fähigkeiten erworben?

Man muss ständig kritisch mit sich selbst sein und die Dinge immer wieder hinterfragen. Ich gebe Ihnen ein Beispiel aus meiner Anfangsphase. Eines der ersten Dinge, die ich gemacht habe war eine Hörfunksendung zum Thema Höchstleistungscomputer. Ich sollte eine Reportage machen und setzte mich hin und fing an zu schreiben. Ich schrieb das erste Manuskript, verwarf es, schrieb das zweite und das ging so weiter. Und wenn ich ehrlich bin, am Ende waren es 13 Versionen. Da muss man kritisch bleiben und nicht zweifeln. Denn - glauben Sie mir: ab einem gewissen Kontingenz zweifelt man an sich und an der Eignung für diesen

Job. Aber dann wirklich hart dran bleiben, wirklich dran arbeiten – das ist eine Eigenschaft, die viele Wissenschaftler nicht haben. Sie haben nie gelernt, einen Text zu bearbeiten, einen gedanklichen Prozess wirklich fünf mal anzugehen bis er klar ist, bis die so genannte Infokette stimmt. Und ich glaube diese Leidenschaft, das zu tun, ständig zu überlegen, wie könnte ich es vielleicht anders sagen, gibt es nicht einen anderen Zugang, eine andere Metapher usw., die führt irgendwann zum Erfolg. Aber man muss dabei viel Geduld haben.

Goethe hat einmal geschimpft „Die Deutschen besitzen die Gabe die Wissenschaften unzugänglich zu machen“. Haben die Deutschen generell ein Problem mit der Wissenschaft?

Es gibt eine wunderbare historische Arbeit über die Popularisierung des Wissens. Was man immer wieder merkt ist, dass die Deutschen sich selber geißeln und sagen: wir drücken uns unverständlich aus und das Maß der Unverständlichkeit ist offensichtlich ein Maß für das Niveau der Aussage. Es gibt Bereiche, die sind wirklich kompliziert. Punkt. Das gilt nicht nur in Deutschland, das gilt auch in anderen Ländern. Außerdem muss man sagen, dass es auch hier in Deutschland eine ganze Reihe an hervorragenden Kommunikatoren gab. Was Humboldt gemacht hat mit seinen großen Vorlesungen war im besten Sinne Wissensvermittlung. Ich erinnere daran, dass die erste Gesellschaft, die sich wirklich mit Wissensvermittlung auseinander setzte und auch Wissenszusammenführung über die Grenzen hinweg machte, die so genannte GDNÄ ist - die Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte. Diese Gesellschaft ist älter als die entsprechende britische oder gar die amerikanische Gesellschaft, die heute als AAAS – als American Association for the Advancement of Science – groß gefeiert wird. Das gab es alles hier. Man sollte in diesem Land nicht immer klagen, sondern wirklich sehr genau hingucken. Es gab auch hier hervorragende Beispiele. Personen wie Hoimar von Ditfurth oder Heinz Haber haben z.B. in den Fernsehmedien einen vorzüglichen Job gemacht. Ich habe letztes in einem Berliner Hotel spät abends Heinz Haber im Fernsehen gesehen und war vollkommen fasziniert, wie gut der Mann das gemacht hat. Es hat sie immer gegeben, die guten deutschen Kommunikatoren.

Wenn Sie deutsche Wissenschaftsformate mit denen anderer Länder vergleichen: wie steht Deutschland im internationalen Vergleich da?

Wir erleben heute im Fernsehen eine extrem starke Kommerzialisierung. Sendungen werden nicht mehr nach inhaltlichen Mustern, sondern nach finanziellen Kriterien produziert. Wenn Sie sich z.B. mal genauer angucken, was bei der BBC in den letzten Jahren auch an seichten Produkten gemacht wurde, die sich einfach gut verkaufen lassen, dann hat das nicht mehr viel mit Inhalt zu tun. Ich glaube, dass wir in Deutschland eine große Stärke im kritischen Journalismus haben. Es gibt kaum andere Länder, in denen Wis-

senschaftsjournalismus sich auch kritisch mit der einen oder anderen Entwicklung auseinandersetzt. Es ist mehr als nur „The beauty of the Grand Canyon“ oder „Walking with Dinosaurs“. Da haben wir in Deutschland ein sehr großes Plus. Da können wir durchaus stolz drauf sein.

Um die Jahrtausendwende herum sprach man gerne mal vom Boom der Wissenschaft in den Medien. Auch heute noch sprießen etliche neue Wissensformate aus dem Boden. Wie schätzen sie die heutige Entwicklung ein?

Es gab eine lange Phase der Wissenschaftsignoranz. Heute erleben wir einen Trend, bei dem man natürlich auch ein bisschen genauer hingucken muss. Nicht alles, wo Wissen drauf steht, beinhaltet Wissen. Es ist eine Masche geworden, von Wissensmagazinen zu reden, auch wenn da Seichtes kommt und z.B. der Silikongehalt des Busens geprüft wird. In einem Land wie Deutschland, das getrieben ist von sehr viel Innovation und wissenschaftlicher Erkenntnis, sollte es eine Selbstverständlichkeit sein, dass auch die dementsprechende Farbe in den Medien kommt.

Die Wissenschaft kann man trotz aller Bemühungen immer noch als Männerdomäne bezeichnen. Wie sieht es da im Wissenschaftsjournalismus aus?

Wir haben in Köln diese Tendenz sehr klar umgedreht, d.h. in meiner Abteilung ist der Frauenanteil höher als der Männeranteil. Wenn wir neue Stellen ausschreiben, müssen wir nicht mehr den Zusatz machen, dass Frauen bevorzugt berücksichtigt werden.

Wie ist es in Zukunft um den Wissenschaftsjournalismus bestellt? Wird es weiter aufwärts gehen oder ist bald eine Sättigung erreicht?

Wissenschaftsjournalismus im engeren Sinne wird sicherlich irgendwann eine Sättigung erleben. Wenn man aber den etwas breiteren Bereich der Wissensvermittlung ins Auge fasst, dann wird sich der positive Trend, glaube ich, noch weiter fortsetzen. Ich bin da sehr zuversichtlich.

Die Fragen stellte Christian Eßer.

Impressum

Herausgeber: Freie Universität Berlin,
Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft,
Arbeitsbereich Wissenschaftsjournalismus,
Malteserstr. 74-100, D-12249 Berlin,
Tel.: (030) 838-70300, Fax: (030) 838-70746,
E-Mail: wissjour@zedat.fu-berlin.de
Internet: www.wissenschaftsjournalismus.de
Redaktion: Winfried Göpfert (verantwortlich),
Erscheint zweimal im Jahr.

Copyright: Alle Rechte (auch Bildrechte, wenn nicht anders angegeben) liegen bei den Autoren. Nachdruck nur mit Einwilligung der Autoren und der Redaktion.

Konkurrenz im Netz

Der Kampf um Mediennutzer wird immer härter. Wachsende Zulaufzahlen weisen nur noch Veröffentlichungen im Internet auf.

Im Journalismus hat sich eine Wende vollzogen. Der Trend geht weg von Print, Rundfunk und Fernsehen, hin zum Internet. Am stärksten betroffen sind die Massenmedien, vor allem Tageszeitungen. Besonders Unter-30-jährige informieren sich lieber schnell, kostenlos und hochaktuell im Internet.

Die großen Zeitungen haben längst eine Internetpräsenz. Doch das schnelle Lesen im Web ist längst nicht die einzige Möglichkeit, an Informationen zu gelangen. Internetbenutzer führen in Weblogs Tagebuch, tauschen sich in Foren aus oder schreiben unentgeltlich Artikel in Enzyklopädien.

Die Auswirkungen solcher Aktivitäten sind enorm: In den USA verschafften sich Weblogs bereits in der Öffentlichkeit Gehör. Ein republikanischer Senator musste seinen Fraktionsvorsitz abgeben, nachdem Blogger rassistische Äußerungen von ihm ins Netz gestellt hatten.

Laufen Weblogs, Enzyklopädien und Internetforen dem klassischen Journalismus den Rang ab? Wolf-Andreas Liebert, Sprachwissenschaftler an der Universität Koblenz/Landau untersuchte diese Frage am Beispiel des Wissenschaftsjournalismus.

Er beobachtete 15 Jahre lang die Wissenschaftsvermittlung anhand der Ozonlochdiskussion im Monatsmagazin *Bild der Wissenschaft* und der Wochenzeitung *Die Zeit*. Sein Ergebnis: Die kommerziellen Massenmedien können die Bevölkerung nicht hinreichend informieren. Zumindest nicht in dem Maße, dass sie an gesellschaftlichen Entscheidungen über wissenschaftliche Entwicklungen teilnehmen könnte. Folglich sieht Liebert die massenmediale Wissenschaftsvermittlung bereits als gescheitert an und erkennt Chancen in der freien Internet-Kultur: „Sie bietet die einzige Möglichkeit, ohne staatliche Lizenzierung und ohne größere Ressourcen an Produktionsmitteln eine eigene Öffentlichkeit aufzubauen“. Damit eignet sie sich besonders für die Vermittlung und Aneignung von Wissenschaft.

Diese Parallelkultur weist laut Liebert etliche Vorteile gegenüber dem herkömmlichen Wissenschaftsjournalismus auf. Es finden dort Themen ein Forum, die „unabhängig von den Verwertungszwängen des proprietären Mediensystems“ funktionieren. Die Themen müssen im Internet keinem Redakteur verkauft werden, man stellt sie einfach online. Platz gibt es genug und mit den eigenen Produkten Geld verdienen widerspricht dem Selbstverständnis.

„In Internet-Enzyklopädien finden sich brisante Diskurse über Themen wie SARS und BSE, die im Moment nicht im Fokus der Öffentlichkeit stehen, im Stillen aber fortgeschrieben werden. Auch wenn Wissenschaftsjournalisten dies erkennen, sind ihnen doch die Hände gebunden. Sie

können diese Themen nicht verkaufen, weil gerade andere Debatten auf der Agenda stehen“, erkennt Liebert.

Die berühmteste Internet-Enzyklopädie ist Wikipedia. Jeder kann Enzyklopädie-Artikel schreiben oder editieren. Zu jedem Wikipedia-Stichwort gibt es eine eigene Diskussionsseite. Dies bildet laut Liebert den dynamischen Prozess der Wissenschaft, zu Erkenntnis zu gelangen, am besten ab. „Durch die Heterogenität der Autoren kommen verschiedene Standpunkte und Perspektiven in die Artikel, die eine einseitige Sicht der Wissenschaft als „Wahrheitsmaschine“ verhindern.“



Welt des Wiki: Sprachforscher Liebert entdeckt die Möglichkeiten von Internet-Enzyklopädien

Strittig ist, wie die Qualitätssicherung aussehen könnte. Bislang stehen schlecht verfasste Artikel neben guten. Dem Leser bleibt überlassen, welche Beiträge er für wie glaubwürdig hält.

„In der deutschsprachigen Wikipedia gibt es Grabenkämpfe, ob die Beteiligung von Wissenschaftlern und anderen Experten nicht zu einer Aufweichung des Prinzips der Selbstorganisation führe. In der englischsprachigen Wikipedia sind Wissenschaftler in weit größerem Maß Teil der Selbstorganisation. Man kann hier eine rege Beteiligung von hochkarätigen Forschern beobachten, auch wenn sich andere explizit gegen die Wikipedia geäußert haben. Wenn Forscher über ihre wissenschaftlichen Arbeiten selbst schreiben oder sogar eine offene Diskussion führen, bekommt dieser Artikel ein besonderes Gewicht.“

Hat der Wissenschaftsjournalismus demnach ausgedient und sind an seine Stelle Artikel im Internet getreten? „Enzyklopädien, Weblogs und Foren decken lediglich ganz bestimmte Nischen ab, die von den herkömmlichen Medien nicht besetzt werden“, so Liebert. „Die Enzyklopädie ersetzt weder die Zeitung, noch irgendein anderes journalistisches Produkt. Denn das Textmuster eines Enzyklopädieartikels ist keine Textsorte, die in den journalistischen Medien von Bedeutung sind. Insofern kann diese Enzyklopädie gar keine Konkurrenz, sondern nur eine (notwendige) Ergänzung zu den bisherigen Medienprodukten sein.“

Andreas Krauß

Der Welterklärer

**Harald Lesch
ist
diesjähriger
Communicator-Preisträger,
Leiter der Sendung
Alpha Centauri
und Professor
für theoretische Astrophysik
in München**

Herr Lesch, wie kamen sie dazu, einem Laienpublikum Physik zu erklären?

Der Bayerische Rundfunk lud mich als Experten in eine Sendung ein. Auf meinen Auftritt gab es viele positive Zuschauerreaktionen. Daraufhin fragte mich der BR, ob ich nicht Lust hätte, eine Astronomie-Sendung zu machen. Und ich habe zugesagt.

Die Astrophysik beschäftigt sich mit schwer vorstellbaren Phänomenen. Wo haben Sie gelernt, Abstraktes für Laien verständlich zu machen?

Meine rhetorischen Fähigkeiten habe ich wohl von meinen Eltern, Groß- und Urgroßeltern geerbt. Sie besaßen alle eine Kneipe und da ist man offenbar zur Kommunikation verdonnert. Während meines Studiums in Bonn war ich selbst häufig in Kneipen. Da wird man häufig gefragt: „Sag mal Jung, was machst Du eigentlich?“ Man bestellt dann ein Kölsch und versucht auf Bierdeckeln und Servietten, mit Händen und Füßen Schwarze Löcher und den Urknall zu erklären.

Während meines Studiums habe ich zudem Kabarett und Theater gespielt. Mich kann man irgendwo hinstellen und vortragen lassen. Je mehr Leute da sind, desto besser. Manche Kollegen bezeichnen mich sogar als Rampensau.

Was halten ihre Kollegen von ihren populärwissenschaftlichen Auftritten?

Alles in allem bekomme ich ein sehr gutes Feedback. Man bittet mich häufig Vorträge zu geben. Zum Beispiel bei physikalischen Kolloquien oder bei der Jahrestagung der Deut-



schen Physikalischen Gesellschaft. Aber man sieht auch am Communicator-Preis, den ich dieses Jahr verliehen bekam, dass meine Arbeit geschätzt wird.

Natürlich mag es auch vereinzelt Wissenschaftler geben, die den Wert von Kommunikation nach außen nicht besonders hoch schätzen. Aber ich denke, es gibt inzwischen einen Konsens, dass die Intellektuellen in Deutschland einen Riesenfehler gemacht haben. Weil sie der Bevölkerung nicht erklärten, warum sie eigentlich das machen, was sie machen.

Glauben sie, Wissenschaftler können ihr Forschungsgebiet besser vermitteln als Journalisten?

Manchmal schon. Denn Redaktionen in Fernsehanstalten haben eine andere Taktfrequenz als wissenschaftliche Institute. Und diese Taktfrequenz führt häufig dazu, dass Event-Journalismus betrieben wird.

Ich bin natürlich froh, wenn es möglichst viele Wissenschaftsjournalisten gibt. Nur wäre es auch wichtig, wenn sie unter besseren Bedingungen arbeiten könnten. Dass sie nicht pausenlos ein superneues Thema aufmachen müssten, sondern sich einer Sache etwas länger widmen könnten. Im Fernsehen werden Themen meist nur noch in fünf-Minuten-Beiträgen abgearbeitet. Wissenschaft ist aber ein langer, ruhiger Fluss und kein Feuerwerk, wo ständig neue Ideen aufleuchten.

Was möchten Sie mit ihrer TV-Sendung und den Vorträgen bezwecken?

Darüber habe ich mir noch nie Gedanken gemacht. Das Feedback der Zuschauer ist sehr groß. Daran merke ich,

dass ich bei vielen Themen genau das Niveau getroffen habe, wo Leute auch anfangen können, interessante Fragen zu stellen. Außerdem macht mir die Sendung sehr viel Spaß. Weil da was passiert, was man aus der Uni nicht so ohne weiteres kennt.

Alle Beteiligten wollen, dass die Sendung gut wird. An einer Hochschule ist das nicht immer so. In einer Universitätskommission ist es doch häufig gerade umgekehrt: Viele wollen, dass dabei möglichst überhaupt nichts rumkommt. Einen größeren Kontrast kann man sich kaum vorstellen.

Außerdem bietet mir das Fernsehen auch eine wunderbare Plattform, um über Wissenschaft zu sprechen und meinen Enthusiasmus über meine Tätigkeit zu verbreiten. Meine Kollegen kann ich nur dazu auffordern, mehr Öffentlichkeit zu machen. Damit wird Ihrer Eitelkeit genüge getan und sie müssen ihr Gemüt nicht mehr in der Universität kühlen.

Trotzdem scheuen viele Wissenschaftler noch den Kontakt zur Bevölkerung und den Medien. Was raten sie ihnen?

Ich glaube, Wissenschaftler haben häufig ein Problem damit, wie sie in den Medien dargestellt werden. Sie fühlen sich falsch verstanden, ihre Aussagen sind nicht korrekt zitiert oder aus dem Zusammenhang gerissen. Das beste ist deshalb, eine eigene Sendung zu haben. Denn für den Inhalt meiner Sendung bin nur ich verantwortlich. Es gibt keine Redaktion. Das war von vornherein die Bedingung: Ich mache die Sendung und sonst niemand. In dem Moment, wo ich nämlich selbst bestimmen kann, was gesagt oder geschrieben wird, bin ich auch Herr des Verfahrens und dann gewinnt die ganze Sache.

Allerdings ist auch die Selbstdarstellung in den Medien nicht jedermanns Ding. Ein leichter Hang zum Exhibitionismus muss vorhanden sein.

Was sollte guter Wissenschaftsjournalismus leisten?

Ich bin schon damit zufrieden, wenn er die Tatsachen richtig darstellt. Aber es wäre auch wichtig, wenn Wissenschaftsjournalisten sich darüber Gedanken machen würden, wie etwas zu deuten ist. Ich möchte von einem Nicht-Experten hören, welche Konsequenzen Forschungsergebnisse für mich haben.

Beispielsweise bei der String-Theorie in der Physik. All die Äußerungen darüber erwecken den Eindruck, als würde sich die halbe Physik mit ihr beschäftigen. Tatsächlich befassen sich nur wenige damit. Die Leute bekommen aber den Eindruck, als stünden Physiker unmittelbar vor der ultimativen Welterklärung. Doch es gilt der Satz von Wittgenstein: Selbst wenn alle physikalischen Probleme gelöst wären, wäre noch nicht ein einziges, existenzielles menschliches Problem gelöst.

Das Gespräch führte Andreas Krauß

Der Qualifizierer

Interview mit Holger Hettwer

Holger Hettwer, Sie sind zusammen mit Franco Zotta Projektmanager des „Qualifizierungsprogramms Wissenschaftsjournalismus“ der Bertelsmann-Stiftung. Vor welchem Hintergrund ist dieses Projekt entstanden?

Das Projekt läuft bereits seit 2002 und noch bis 2007. Damals haben die Natur- und Technikwissenschaften spannende Fragen aufgeworfen und die Gesellschaft damit konfrontiert. Diese Fragen und die Zusammenhänge müssen transparent gemacht werden, damit sich die Bürger in den Diskurs einbringen können – das ist der demokratietheoretische Gedanke hinter dem Projekt. Und als Beleg dafür, dass dieses Thema tatsächlich relevant für die Gesellschaft ist, wollten wir Partner aus der Industrie finden, die bereit sind Geld in die Lösung zu investieren. So kamen BASF und VolkswagenStiftung mit ins Boot.

Worum geht es denn beim „Qualifizierungsprogramm Wissenschaftsjournalismus“?

Wir haben das mal auf die Formel gebracht: „Wenn Forscher Neuland betreten, müssen Wissenschaftsjournalisten die Öffentlichkeit mit auf die Reise nehmen“. Dafür braucht man aber gut ausgebildete Journalisten, die vom jeweiligen Fachgebiet Ahnung haben und auch über die Strukturen im Forschungsbetrieb Bescheid wissen. Im Gegenzug müssen Wissenschaftler stärker bereit sein, ihre Forschung auch außerhalb des Labors zu diskutieren. Mit dem Qualifizierungsprogramm wollen wir die Berichterstattung über Wissenschaft nachhaltig fördern. Die Verlage und Sender ziehen sich in diesen wirtschaftlich lausigen Zeiten immer mehr aus der Verantwortung zurück. Deshalb engagieren wir uns in der der journalistischen Qualitätssicherung.

Wie wollen Sie diese Qualitätssteigerung erreichen?

Das Herzstück des Programms sind die Weiterbildungsseminare: Hier wollen wir Fachwissen und Kontakte zu Wissenschaftlern und Wissenschaftspolitikern vermitteln. Die Journalisten lernen so den Forschungsbetrieb hautnah kennen und können danach zum Beispiel auch die Finanzierungszusammenhänge besser verstehen und beurteilen. Das nächste Seminar wird voraussichtlich im Januar 2006 in München stattfinden.

Mit dem Mentoring-Programm wollen wir jungen Absolventen der Natur- und Technikwissenschaftler den Einstieg in den Journalismus erleichtern. Beteiligt sind Redaktionen wie dpa, Deutschlandfunk, FAZ, SZ, Spektrum der Wissenschaft, WDR, ZDF usw., wo die zwölf Mentees sechs Monate lang Praktika machen und sich nachher selbst

auf dem Markt etablieren sollen. Mitte 2006 wollen wir das Mentoring neu auflegen.

Die „WissensWerte“, ein Dialogforum, haben wir im letzten Jahr zum ersten Mal organisiert, weil wir festgestellt hatten, dass es keinen übergeordneten Treffpunkt gab, wo sich Journalisten und Wissenschaftler austauschen und vernetzen konnten. Die nächsten „WissensWerte“ finden vom 28.-30. November in Bremen statt. Wir hoffen, dass sie sich nach dem Ende unseres Programms 2007 fest etabliert haben werden, so dass sie auch ohne uns so weiterlaufen.

Außerdem leisten wir ein wenig „Geburtshilfe“ bei den neuen wissenschaftsjournalistischen Studiengängen in Dortmund und Darmstadt. Und dann gibt es noch – mein Highlight des Jahres – die „SommerUSA-akademie“. Anfang September wollen wir mit erfahrenen Journalisten aus den Leitmedien zwei Wochen lang nach New York und Boston fliegen. Dort nehmen wir renommierte Redaktionen wie etwa „Nature“, „Science“ oder „New York Times“ und Forschungsinstitute wie das MIT unter die Lupe. Es geht also um den Austausch mit Spitzenjournalisten und -forschern und darum, herauszufinden, wie Wissenschaft und Journalismus in den USA wirklich funktionieren.

Wie wird das Qualifizierungsprogramm denn angenommen? Ist eine „Verbesserung“ der Journalisten und Wissenschaftler spürbar?

Es ist schwer eine Aussage über die tatsächliche Nachhaltigkeit unseres Projekts zu machen.

Die Wissenschaftler, die wir für das Programm ansprechen, sind jedoch meistens sehr hilfsbereit und werden den Medien gegenüber immer aufgeschlossener, das ist schon mal ein gutes Zeichen.

Unsere Seminare kommen bei den Journalisten prima an und es kommen hochkarätige Referenten zu uns. Beim Mentoring-Programm sind die Rückmeldungen aus den Redaktionen sehr gut: Die meisten Mentees wollen dort weiterarbeiten und die Redaktionen wollen sie zumindest als Freie gerne behalten.

Insgesamt glaube ich, dass das Teamwork zwischen Journalisten und Wissenschaftlern immer besser wird. Dass die Kluft zwischen Wissenschaft, Journalismus und Öffentlichkeit immer kleiner wird, zeigt auch die große Resonanz bei den letzten „Wissenswerten“. Wir hatten mit 80 Teilnehmern gerechnet und 300 waren da. Das zeigt uns, dass wir offenbar den Bedarf treffen...

Welchen Anteil haben Sie daran? Was macht ihre Arbeit aus?

Abgesehen von der inhaltlichen Arbeit sind wir fast schon Eventmanager: Ausschreibungen, Bewerbungen durchwühlen, Locations aufspüren, mit Referenten und Redaktionen sprechen – fast alles bis hin zum Catering.

Wie sind Sie denn zu diesem Allround-Job gekommen?

Ich habe Germanistik, Publizistik und Politik in Münster studiert, dann ein Radiovolontariat gemacht, war beim WDR-Fernsehen in Dortmund und dann Texter bei einer Marketingagentur. Durch einen Schulfreund bin ich dann zur Bertelsmann Stiftung gekommen, wo ich bis 2002 an einem Internetkompetenz-Projekt für Kinder und Erwachsene (www.internet-abc.de) gearbeitet habe. Danach haben wir mit der Konzeption des Qualifizierungsprogramms angefangen.

Was mögen Sie an ihrer Arbeit, was motiviert Sie?

So richtig hab ich es nicht bedauert mit dem Journalismus aufgehört zu haben; ich fühle mich in dieser Non-Profit-Organisation ziemlich wohl: Hier kann man sich etwas ausdenken und kann das dann auch umsetzen; es gibt dafür viele Möglichkeiten. Wenn man von der Bertelsmann Stiftung kommt, wird man zumindest angehört. Und mir ist der demokratietheoretische Hintergrund sehr wichtig: Es kann nicht sein, dass sich kaum jemand noch um journalistische Qualitätssicherung kümmert. Insofern freut uns das gute Feedback auf unsere Arbeit. Hinzu

das Klima in unserem Team, Klasse ist und man im Idealfall spannende Menschen kennen lernt. Das macht alles schon ziemlich viel Spaß...

Was ist Ihr Traum für die Zukunft?

Ich hätte gerne etwas mehr Zeit, um über all das nachzudenken und unsere Erfahrungen zusammenzuschreiben. Außerdem wäre es schön, wenn dieses Projekt noch etwas länger laufen würde. Ich könnte mir aber auch gut vorstellen, dass wir den deutschen Sportjournalismus retten...

www.bertelsmann-stiftung.de/wissenschaftsjournalismus

Das Interview führte Monika Kronz



Wissenschaftskabarett

Vince Ebert präsentiert Wissenschaft im Quatsch Comedy Club

eine Reportage von Sonja Baum

Der Saal ist in rotes Licht getaucht. Fast voll besetzt. Vor allem junge Leute sitzen da. Eine große Diskokugel wirft Sterne an die Decke. Alle schauen zur Bühne, die noch verdeckt wird von einem rot-blau schillernden Vorhang.

Dann ist es 20 Uhr 30 im Quatsch Comedy Club. Ein Tusch. Vorhang auf: „Er kommt aus Hessen. Er ist sexy. Und er wird euch zeigen: Physik ist sexy!“

Auf die Bühne springt ein großer Mann. Etwas schlaksig. Einstein-Frisur, nur noch keine grauen Haare. „Ich bin Physiker.“, erzählt er. Und zur Wissenschaft, speziell zur Physik, sei er gekommen, weil er immer sehr neugierig war. Ihn hatten schon als kleiner Junge Fragen beschäftigt wie:

„Wenn eine Katze immer auf ihren vier Beinen landet und ein Brot immer mit der Marmeladenseite nach unten auf den Boden fällt: Was passiert dann, wenn man ein Marmeladenbrot auf den Rücken einer Katze bindet?“. Dabei gestikuliert er fahrig mit seinen Händen in der Luft herum. Vince Ebert ist Wissenschaftskabarettist.

Obwohl er keine billige Unterhaltung bietet und auch mal denkerische Höchstleistung fordert, ist das Publikum begeistert. Einen Einstieg gibt es zur Belustigung der Männer. Denn sie erfahren, dass die Menschen genetisch viel näher mit Obst verwandt sind als ihnen lieb ist. Deshalb hätten Männer einen Adamsapfel und Frauen Orangenhaut.

Dann wird es visueller. Ebert veranschaulicht, warum der Himmel blau ist. Und mimt höchst überzeugend ein rotes und dann ein blaues Lichtteilchen, das mit Staubteilchen kollidiert.

Bei der Demonstration, mit welcher Geschwindigkeit sich Spermien fortbewegen, nimmt er eine Tafel zur Hilfe. Unverständliche Formeln, ein begeisterter Physiker, der alles um sich herum vergisst – wen erinnert das nicht an die eine oder andere Physikstunde in der Schule. Und genau mit diesem Image spielt Ebert. Damit möchte er Uniprofessoren und Wissenschaftlern sagen: Wenn ihr die Dinge besser vermitteln würdet, wäre euer Image gar nicht so schlecht.

Und die Geschwindigkeit der Spermien ist 8 Meter pro Stunde.

Das Programm ist ein Spagat: Es muss Uniprofessoren gefallen, aber auch der einfachen Hausfrau. So hat Ebert immer mal wieder Abschnitte in seinem Programm, in denen der Laie „aussteigt“. Dann amüsiert er sich weniger über den Inhalt als über das Wissenschaftler-Image, das Ebert in diesen Teilen karikiert. Der Wissenschaftler hingegen kann die anspruchsvollen Formeln und Rechnungen nachvollziehen. Und erkennt sich vielleicht auch wieder in dem Wissenschaftler da vorne, der Unverständliches erzählt.

Laien möchte Ebert vermitteln: Ihr könnt euch lustig machen über die eigenartigen Käuze in der Wissenschaft. Aber ohne die könntet ihr nicht euren i-pod hören. „Selbst Manager großer Unternehmen rühmen sich, in Physik eine fünf gehabt zu haben. Eben weil Physik nicht sexy ist. Aber diesen Leuten will ich deutlich machen, dass Wissenschaft in-

teressant ist, dass Physik nicht nur aus Formeln besteht. Es macht Spaß herauszufinden, wie die Welt funktioniert.“

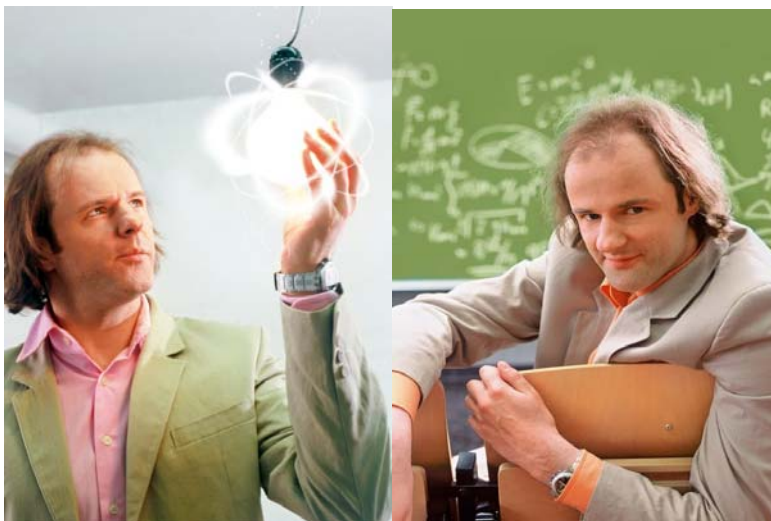
Was Ebert vor acht Jahren auf die Bühne trieb war pure Verzweiflung. Auf sein Studium war Unternehmensberatung gefolgt. Damit war er alles andere als glücklich. „Es ist nicht so, dass ich eine Rampensau bin. Ich bin vielmehr aus purem Leidensdruck auf die Bühne gegangen.“, erzählt er. Alles, was vorher war,

warf er weg und fing ein neues Leben an.

„Je länger ich dann auf der Bühne war, desto mehr Gedanken habe ich mir auch gemacht: Wer bin ich, was mache ich? Und so habe ich mich gefragt, warum mache ich nicht ein Programm über das, was ich gelernt habe.“ Das Programm jetzt sei eine Symbiose, meint Ebert. „Ich blödle tierisch gerne rum, auch über sinnlose Sachen. Aber gleichzeitig erkläre ich auch gerne.“

Eberts Programm mit dem Namen „Urknaller“ ist ein Weg durch die Physik. Mit Relativitätstheorie, Quantentheorie und anderen Kuriositäten. Um diese großen und komplexen Themen spinnst Ebert Geschichten, und auf einmal scheinen sie gar nicht mehr so kompliziert. Andersherum geht er auf seiner Themensuche auch von Alltäglichem aus. „Wenn mir da etwas Lustiges begegnet, überlege ich, ob es dafür eine physikalische Entsprechung gibt.“ Bis hin zu philosophischen Fragen wie: Was ist Zufall, was ist Determinierung?

Dabei empfindet sich Ebert ganz klar als Wissenschaftskommunikator: „Wenn die Leute aus meiner Show kommen, haben sie etwas dazugelernt. Trotz, oder vielmehr: Gerade wegen des Spaßes.“



Das „virtuelle“ Journalistenbüro

**Sascha Karberg ist freier
Wissenschaftsjournalist und Mitbegründer
des Journalistenbüros *Schnittstelle*.
Patrick Eickemeier arbeitet seit 2003 in
dem Berliner Büro.
Die *Schnittstelle* ist ein Netzwerk von 15
Wissenschaftsjournalisten aus ganz
Deutschland.**

Wie sind Sie zum Journalistenbüro `Schnittstelle` gekommen?

Karberg: Ich habe es mit drei anderen Wissenschaftsjournalisten gegründet. Zuerst als ganz klassische Bürogemeinschaft, dann mit dem „virtuellen“ Konzept.

Die *Schnittstelle* ist also ein „virtuelles“ Journalistenbüro - wie sieht denn da die Zusammenarbeit aus?

Karberg: Zumindest teilweise virtuell. Es gibt ein gemeinsames Büro von drei, bald vier Berliner Mitgliedern. Ansonsten kommunizieren wir über Telefon und vor allem per E-Mail. Außerdem haben wir ein zugangsgeschütztes Redaktionssystem. Das ist ein Internetportal, in dem langfristig wichtige Informationen - wie Daten zu den Kontaktredaktionen - gesammelt und den Mitgliedern zugänglich gemacht werden.

Eickemeier: Man findet da zum Beispiel die Telefon- oder Faxnummern von speziellen Ansprechpartnern in den Redaktionen. Und dann auch Informationen wie „den sollte man lieber morgens anrufen“ oder „denjenigen sollte man nicht darauf ansprechen“. Deswegen ist das Portal auch nicht öffentlich zugänglich. Also letztendlich arbeitet doch meist jeder alleine an seinen Artikeln.

Die Zusammenarbeit in der *Schnittstelle* sieht eher so aus, dass wir uns aneinander wenden, wenn jemand bei einer bestimmten Frage nicht weiterkommt. Dann schickt man eine Mail los. Wir haben auch regelmäßige Treffen. Dass aber wirklich alle Mitglieder zusammen an einem Tisch sitzen, kommt nur alle paar Monate vor.

Welche Vorteile hat denn das „virtuelle“ Konzept gegenüber dem „realen“ Journalistenbüro?

Karberg: Eigentlich sollte die Qualifikation der einzig relevante Punkt für die Zusammenarbeit sein. Aber wenn man in einem Raum zusammen hockt, dann ergeben sich Spannungen. Mit anderen Worten, mehr als fünf Leute in einem Büro ist fast schon unmöglich.

Das Konzept der *Schnittstelle* sieht vor, dass sich zwischen 15 und 20 Wissenschaftsjournalisten aus ganz Deutschland - und eine sogar derzeit in den USA - mit möglichst unterschiedlichen Schwerpunkten zusammenschließen. Damit ist die *Schnittstelle* ein Anlaufpunkt, wo Redaktionen durch einen Anruf mit hoher Wahrscheinlichkeit einen qualifizierten Wissenschaftsjournalisten vermittelt bekommen. Es entwickelt sich auch ein Auftragspool. Wenn der Autor, den sie eigentlich ins Auge gefasst hatten, gerade keine Zeit haben sollte, wird der Auftrag an einen anderen Schnittsteller weitergeleitet – sofern die Redaktion einverstanden ist.

Die *Schnittstelle* soll aber auch eine soziale Hängematten-Funktion haben. Hin und wieder gibt es ein Angebot, für ein Jahr beispielsweise ein Spezial-Magazin oder eine PR-Sache, zu machen. Das lohnt sich zwar finanziell, aber man ist ein Jahr lang aus dem Job und kann seine Kontakte nicht pflegen. Das übernehmen dann – wenn möglich – die anderen Schnittsteller. Und zwar, ohne dass der Pausierende Angst um seine Kontakte haben müsste.

Das ganze funktioniert wie ein Netzwerk und eben nicht wie eine Firma. „Alles kann, nichts muss“, hat mal ein Mitglied gesagt. Ich denke, das ist die richtige Form für das notwendigerweise sehr flexible Dasein von Wissenschaftsjournalisten.

Gibt es auch Nachteile?

Eickemeier: Nur, wenn die Kommunikation nicht stattfindet. Es ist ja leicht, etwas über den Schreibtisch zu rufen. Dafür reicht die Energie noch. Um eine E-Mail zu tippen, reicht's vielleicht schon nicht mehr. Das ist aber nur ein kleiner Nachteil. Wenn man den Kontakt haben möchte, dann klappt das auch.

Das Berliner Büro hat eine stärkere persönliche Komponente. Wenn man zum Beispiel gerade einen Wutanfall bekommt oder bei der Recherche auf etwas Lustiges stößt, dann geht das hier einfach über die Tische. Per E-Mail hat man nicht täglich mit jedem Kontakt. Und wenn, dann geht es eher um bestimmte Fragen.

Warum haben Sie sich dafür entschieden, in einem Journalistenbüro zu arbeiten?

Karberg: Es war viel wert, die Anfangsschwierigkeiten – wie abgelehnte Exposés oder wenig Geld für meist viel zu viel Arbeit – nicht alleine durchmachen zu müssen. Zu wissen, dass andere die gleichen Probleme haben, es also nicht an einem alleine liegen muss, dass man „immer noch nicht für den *Spiegel* schreibt“.

Eickemeier: Mir ist es schwer gefallen, mich überhaupt erstmal ans Arbeiten zu kriegen. In einer Gemeinschaft ist mir das dann leichter gefallen.

Herr Karberg, Sie sind ja Mitglied in der Wissenschaftspressekonferenz (WPK). Wie wichtig ist für Sie denn generell der Kontakt zu anderen Wissenschaftsjournalisten?

Karberg: Immer wichtiger. Man hört von wichtigen Entwicklungen, hat Austauschmöglichkeiten. Generell halte ich solche Organisationen wie die WPK und eben auch die *Schnittstelle* für einen Weg, um den überwiegend freien Wissenschaftsjournalisten eine bessere Position gegenüber Verlagen und Funkhäusern zu verschaffen. Zum Beispiel bei Fragen, die die ethischen Koordinaten für Medizinjournalismus betreffen – wie Einladungen von Pharmafirmen etc. Es ist etwas anderes, wenn man sich da auf bestimmte Statuten der WPK berufen kann, als wenn man das allein vertreten muss.

Die WPK kann auch wichtige Diskussionen und Denkprozesse anstoßen, für die man im Arbeitsalltag kaum Luft hat. Zum Beispiel was die journalistische Ethik angeht. Hier wird in der WPK gerade diskutiert, ob es da eine Art Obmann für Zweifelsfälle geben sollte – bei Fragen, wie „wann darf man sich zu einer Dienstreise vom Pharmakonzern einladen lassen?“.

Viele freie Journalisten sagen, dass sie sich heute allein durch ihre journalistische Arbeit nicht finanzieren können. Welche Erfahrung machen Sie da in der *Schnittstelle*?

Eickemeier: Ich habe da schon zu knapsen. Ich arbeite halbtags als fester Freier. Mit dem Geld allein würde ich nicht hinkommen. Ich bin auf andere Auftraggeber angewiesen. Und das ist schon ein Problem, weil da täglich sehr viel Zeit für meine Tätigkeit als fester Freier draufgeht, die leider schlecht bezahlt wird.

Da ist es hilfreich, wenn durch die *Schnittstelle* Kontakte und teilweise auch ganz konkret Aufträge vermittelt werden. Daher hat bei uns eigentlich jeder mehr zu tun, als ihm lieb ist. Soweit ich weiß, ist keiner dabei, der nebenbei kellnern muss.

Die Fragen stellte Andrea Oster

Öffentlichkeitsarbeit für den Forschungsverbund

Josef Zens, seit 20 Jahren im Journalismus tätig, war Wissenschafts-Redakteur bei der Berliner Zeitung und leitet jetzt die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit des Forschungsverbundes Berlin.

Herr Zens, wie verlief Ihr Ausbildungsweg?

Gleich nach dem Abitur (1984) habe ich ein erstes journalistisches Praktikum in einer Kleinstadt-Zeitung gemacht. Danach habe ich Kommunikationswissenschaften studiert. Das war aber nicht das Richtige für mich. Nach einem Volontariat bei der Landshuter Zeitung und zwei Redakteursjahren beim Münchner Merkur begann ich Geografie und Meteorologie an der FU in Berlin zu studieren. Dieses zweite Studium war die beste Entscheidung meiner Karriere.

Warum machen Sie jetzt Wissenschaftsjournalismus?

Weil es einfach Spaß macht. Man ist an der Forschungsfront und berichtet immer wieder über wirkliche Neuigkeiten und nicht über schon hundertmal gehörte Wahlkampffloskeln oder Skandalchen.

Allerdings fehlt dem Wissenschaftsjournalismus die kritische Herangehensweise. Wissenschaftsjournalisten neigen dazu, Dinge positiv darzustellen. Ich nenne das die Jubelfalle: Hurrah, jemand hat was Neues erfunden, und damit kann man vielleicht Krankheiten heilen, Energie sparen oder den Hunger der Welt bekämpfen. Das hat Auswirkungen auf das Verhältnis von Berichterstatter und Objekt. In der überwiegenden Zahl der Fälle nämlich sind Wissenschaftsjournalisten gern gesehen, weil sie eine aus Sicht der Forscher willkommene Öffentlichkeit herstellen. Das ist im Lokaljournalismus, im Sport, in der Wirtschaft und vor allem in der Politik anders. Hier spielen Journalisten weit mehr eine kritische Rolle. Ich sage das durchaus selbstkritisch, denn es macht natürlich mehr Spaß, gern gesehener Gast zu sein, als lästiger Fragesteller.

War es schwer als Journalist Fuß zu fassen?

Ich hatte Glück. 1997 gab es einen Relaunch der Berliner Zeitung und man baute die Wissenschaftsredaktion aus. Wissenschaft wurde wichtig in den Medien, Klima beschäftigte plötzlich viele Leute. Da kam ich als Geograf mit Meteorologie und Volkswirtschaft im Nebenfach gerade recht, zumal ich bereits Redakteur gewesen war. So erhielt ich so-

fort nach dem Studium eine Vollzeitstelle als Wissenschaftsredakteur mit dem Fachgebiet Klima und Umwelt bei der Berliner Zeitung.

Was sollte ein Wissenschaftsjournalist können, um in einer Wissenschaftsredaktion zu arbeiten?

Journalisten sollten die Sprache der Wissenschaftler kennen – und können, um sie zu „übersetzen“. Er oder sie soll über die Maßen neugierig sein und gleichzeitig auch hinreichend pingelig.

Warum machen Sie jetzt PR und sind nicht mehr als Journalist tätig?

Das war eine von persönlichen Umständen bestimmte Entscheidung. Jetzt bin ich mein eigener Chef und genieße ein hohes Maß an Selbstständigkeit und Eigenverantwortung. Zugleich habe ich es nicht nur mit einem Forschungsgebiet zu tun, sondern mit zahlreichen höchst unterschiedlichen Feldern. Das kommt meinen Neigungen sehr entgegen.

Haben Sie auf Ihrem Weg Fehler begangen und gibt es einen Rat für Neue etwas besser zumachen?

Ein Fehler war es, in München Kommunikationswissenschaften zu studieren. Denn das entsprach überhaupt nicht meinen Neigungen, war mir viel zu theoretisch. Ich kann nur empfehlen, das zu studieren, was einem wirklich Spaß macht.

Mein Rat ist der: Fangt an zu schreiben und zu produzieren und lasst euch von Absagen nicht entmutigen. Versucht es bei kleineren Zeitungen oder Lokalsendern, wenn FAZ und Süddeutsche ablehnen oder in der ARD nichts frei ist. Geht aufs Land, wenn in der Stadt nichts frei ist. Lieber klein anfangen, Hauptsache, Praxiserfahrung gewinnen!

Was sollte ein Wissenschaftsjournalist können, um Wissenschafts-PR zu machen?

Wer gute Wissenschafts-PR machen will, sollte schon eine Ahnung haben von Wissenschafts-Journalismus, davon, wie Journalisten „ticken“, wie die Abläufe in den Medien sind. Zugleich muss er oder sie organisieren können und kommunikativ in beide Richtungen sein. Ein gutes Verhältnis zu den Medien ist wichtig, wichtiger noch ist das gute Binnenverhältnis zu den „eigenen“ Wissenschaftlern.

Was ist Ihrer Meinung nach der Hauptunterschied zwischen PR und Journalismus?

Journalismus ist erst einmal unabhängig vom Objekt seiner Berichterstattung. PR verfolgt dagegen ein strategisches Ziel. Nur: Das ist oftmals bloße Theorie. Zum einen gibt es die bereits angesprochene JubelFalle. Zum anderen gibt es politischen Kampagnen-Journalismus und politische Abhängigkeiten. Und in der Wissenschaft gibt es die ideologisch aufgeladenen Fragen der Klimaerwärmung oder der Windenergie. Zum Thema Windmühlen gab es ja zum Beispiel einen Riesenknatsch im SPIEGEL.

Als ein Kollege mich einmal für ein Interview befragte, da sagte ich: 'Ich sehe mich als Übersetzer, der allerdings auch interpretiert. Wissenschaftsvermittler könnte man sagen.

Dabei möchte ich einen möglichst großen Kreis von Menschen ansprechen.' (Das Interview: <http://www.fy-berlin.de/images/verbundjournal/verbund52.pdf>, ab Seite 3.)

Ist es leichter geworden, Wissenschaft an den Mann zu bringen oder entwickelt sich da gerade ein neuer Markt?

Seit über zehn Jahren gibt es eine erhöhte Medienaufmerksamkeit, was Wissenschaft betrifft. In der zweiten Hälfte der 90er hat sich das gesteigert und seinen Niederschlag gefunden in zahlreichen Wissenschaftsseiten und -ressorts, in Magazinen und Tageszeitungen. TV-Sender haben nachgezogen. Damit einher geht eine Professionalisierung der Wissenschafts-PR, sichtbar etwa in Organisationen wie „Wissenschaft im Dialog“ oder in den Pressestellen großer Forschungseinrichtungen.

Was sind Themen die richtig einschlagen und welche interessieren niemanden?

Tiere. Sex. Krankheit. Klima. (Trink-)Wasser, Essen. Das sind Themen, die immer gehen. „Rekorde“ gehen gut, sprich: das Größte, das Schnellste, das Kürzeste, usw. Mathematik, Grundlagenarbeit, Materialwissenschaften sind sehr schwer zu verkaufen; Personalien sind auch schwierig.

Das Interview führte Thomas Rode

Von der Grundschule ins Labor

Durch die Zusammenarbeit von Bremerhavener Grundschulen und dem Institut für Polar- und Meeresforschung können schon Grundschüler im Labor forschen.

Dritt- und Viertklässler von zwei Bremerhavener Grundschulen lernen seit April dieses Jahres am Alfred-Wegener-Institut für Polar- und Meeresforschung wie man naturwissenschaftlich arbeitet. Dadurch wird der Sachunterricht an den Grundschulen ergänzt.

Die Kinder der Goetheschule und der Gorch-Fock-Schule forschen im Institut in kleinen Gruppen zum Beispiel zum Thema „Schwimmen und sinken“. Sie gehen der Frage auf den Grund, warum manche Gegenstände im Wasser schwimmen können, wohingegen andere untergehen. Auch nachmittags können die Kinder außerhalb der Schule im Schülerlabor im Institut experimentieren.

Das Kooperations-Projekt mit Grundschulen baut auf der erfolgreichen Zusammenarbeit des Alfred-Wegener-Instituts mit Oberstufenklassen auf, die schon seit 2001 besteht. In Zukunft sollen auch Schülerinnen und Schüler von anderen Bremerhavener Schulen am Institut forschen dürfen, so der Wunsch der Veranstalter.

Das Alfred-Wegener-Institut ist ein Forschungsinstitut der Helmholtz-Gemeinschaft. Es koordiniert die Polarforschung in Deutschland und forscht in der Arktis und Antarktis sowie in den angrenzenden Meeren.

Monika Kronz

Jugendliche

... und Wissenschaftskommunikation

Ines Heyer (20) ist Redakteurin bei Juckreiz, einer Jugendumweltzeitung aus Berlin. Juckreiz erscheint viermal jährlich. Die Redakteure sind zwischen 14 und 23 Jahre alt. Sie bekommen kein Geld für diese Tätigkeit. Die Jugendumweltzeitung wurde mit dem Journalistenpreis der Deutschen Umweltstiftung ausgezeichnet.

Wie sind Sie zur Redaktion des Juckreiz gekommen?

Ich mache derzeit ein freiwilliges ökologisches Jahr. Dabei bin ich auf die Zeitung aufmerksam geworden. Die Arbeit im ökologischen Bereich ist aber nicht Voraussetzung für eine Mitarbeit. Für die Zeitung arbeiten Abiturienten und Studenten mit verschiedenen Fächerkombinationen.

Die Arbeit für Juckreiz ist ehrenamtlich. Was ist Ihre Motivation für das Engagement in der Redaktion?

Ich habe gemerkt, dass ich gerne schreibe. Bei der Umweltzeitung kann ich über das schreiben, was mich interessiert: Die genauen Themen sind nicht von Außen vorgegeben. Die Arbeit bringt mir vor allem Spaß.

Wie viel Zeit investieren Sie in die Redaktionsarbeit?

Manchmal arbeite ich wochenlang kaum für Juckreiz und dann wieder viel auf einmal. Ich investiere viel Zeit, wenn ich an einem Thema arbeite oder dann, wenn die aktuelle Ausgabe erscheint und wir die Zeitungen für unsere Abonnenten eintüten.

Von der Recherche bis zum Layout – machen Sie in der Redaktion alles eigenständig?

Die Zeitung Juckreiz gibt es schon länger und das nötige Wissen wird von Team zu Team weitergegeben. Als ich in die Redaktion kam, waren drei schon länger dabei und haben mich eingearbeitet. Wir sind alle so um die 20 Jahre, meist gerade mit der Schule fertig.

Sehen Sie die Arbeit bei Juckreiz als Sprungbrett in einen journalistischen Beruf?

Ich schreibe zwar gerne, aber Journalistin wäre mir ein zu hektischer Beruf. Tagesaktuelle Themen unter Zeit-

druck zu bearbeiten bringt mir keinen Spaß. Hier bei Juckreiz kann ich die Themen ausführlich bearbeiten und mich sorgfältig in die wissenschaftliche Recherche einarbeiten.

Wie entscheiden Sie über die Themen der Zeitung?

Jede Ausgabe von Juckreiz hat ein bestimmtes Leitthema. In der aktuellen Ausgabe schreiben wir rund um das Thema Energie. Es gibt beispielsweise Artikel über Ölproduktion in Nigeria, Basics zur Atomenergie und zu den Folgen von Tschernobyl. Über die Schwerpunkte gibt es bei uns in der Redaktion keinen Streit. Wenn jemand etwas vorschlägt und nichts dagegen spricht, setzen wir uns an die Recherche.

Ist es für Sie als Jugendliche schwierig, Ansprechpartner unter Wissenschaftlern zu finden?

Ein Großteil unserer Recherche läuft über das Internet und Fachbücher. Im Rahmen meines freiwilligen ökologischen Jahres besuche ich aber auch viele Seminare. Hier lerne ich Ansprechpartner und Referenten kennen, die mir später auch Auskünfte für die Artikel geben.

Was ist das Besondere am Juckreiz, gegenüber anderen Jugendzeitungen und gegenüber anderen Umweltzeitungen?

Juckreiz ist die einzige Jugendzeitung Berlins speziell mit Umweltthemen. Wir geben Anregungen, was die Leser selbst tun können, um Umweltproblemen zu begegnen. Es ist uns wichtig, nicht nur zu schreiben, wo überall Probleme liegen, sondern auch, wie man sie lösen kann.

Wie ist die Resonanz auf die Umweltzeitung?

Es kommen Mails aus ganz Deutschland, von Leuten, die sagen, dass Ihnen die Zeitung gefällt oder dass sie gerne mitmachen möchten. Auch Leserbriefe zu den einzelnen Themen erreichen uns. Ein paar Diskussionen können wir damit auslösen.

Bei Juckreiz dürfen nur Firmen Anzeigen schalten, die ökologisch und sozial akzeptabel sind. Ist die Finanzierung des Heftes ein Problem und versuchen Sie selbst, neue Anzeigenkunden zu finden?

Als ich zu der Redaktion neu hinzukam, haben wir gezielt Unternehmen in Berlin angesprochen. Dann bekamen wir Geld von der Stiftung Naturschutz Berlin. Die Summe reichte für drei Ausgaben, ist jetzt aber bald aufgebraucht. Geld ist ein großes Problem für Juckreiz.

Das Interview führte Svenja Rubsch

...in Berlin Wissenschaftsjournalismus studiert!

Absolventen des Zusatzstudiengangs
Wissenschaftsjournalismus
an der Freien Universität
Berlin – und was aus ihnen wurde.



**Interview mit Marcel Weingärtner,
der das Zusatzstudium 1998/99 absolvierte
und nun als freier Autor in Berlin
Fernsehbeiträge für diverse
Magazine realisiert.**

Wie kam es damals zu der Entscheidung für dieses Studium?

Ich hatte vorher ein Diplom in Biologie gemacht. Generell hatte ich großes Interesse für die Wissenschaften und für alles was mit bewegten Bildern zu tun hat. Ich habe auch im Studium vor allem Fernsehen, Image und Layout gemacht.

Meinen Sie mit „Image“ Öffentlichkeitsarbeit?

Ja, fast. Image-Filme sind eine Art Werbefilme, Trailer oder ähnliche Aufträge für einen Auftraggeber. Unter anderem habe ich das für die Einstein-Ausstellung in Berlin gemacht. Die Grenzen zwischen Kunst, freiem Journalismus und Werbung sind dabei ein wenig fließend und je nach Auftraggeber verschieden gewichtet.

Als Sie das Zertifikat der Freien Universität in der Tasche hatten, wie ging es da für Sie weiter?

Erstmal lief es ganz gut. Ein paar Aufträge für Freie beim SFB, ORB, jetzt RBB und im Bereich Internetjournalismus. Dann kam aber eine schlechtere Zeit und ich habe 2001 gezwungenermaßen mehr im PR-Bereich gearbeitet.

Wie lange hat es gedauert, bis Sie sich als freier Autor etablieren konnten?

Oh, eine ganze Weile. Es dauerte vier bis fünf Jahre, bis es so richtig rappelte.

Was würden Sie heute anders machen?

Ich würde jetzt versuchen, gleich einen Schwerpunkt zu suchen und nicht auf vielen Hochzeiten gleichzeitig zu tanzen. Denn dann ist man nie überall gleich gut.

Was ist Ihrer Meinung nach am bedeutendsten, wenn man als Freier überleben möchte?

Gute Kontakte sind äußerst wichtig und man muß es schaffen, den Kunden Vertrauen zu vermitteln.

Was ist das Schönste am freiberuflichen Arbeiten?

Dass ich mir selber aussuchen kann, ob ich nach Amerika oder nach Shanghai fliegen will. Und natürlich, dass ich auch mal spontan an den See fahren kann, wenn ich Lust dazu habe.

Und was ist das Schrecklichste?

Die Ungewissheit, ob es auch weiterhin so gut laufen wird. Und es ist jedes Mal auf's Neue sehr hart, wenn Angebote abgelehnt werden.

Wenn Ihnen jemand eine Stelle als festangestellter Redakteur in einer der Redaktionen für die Sie regelmäßig arbeiten anbieten würde, würden Sie die Stelle annehmen?

Ich habe bereits mal redaktionell gearbeitet im Rahmen eines EU-Projekts. Das war durchaus spannend und auch gut bezahlt, aber eben ein Sitzfleisch-Job. Keine Reisen und keine freie Zeiteinteilung. Aber als Redakteur, der eigene Reisen und Beiträge machen darf, wäre ich gerne dabei.

Würden Sie rückblickend sagen, dass Ihnen das Zusatzstudium viel gebracht hat für Ihren beruflichen Werdegang?

Es hat mir zumindest einen guten Überblick verschafft über die Welt des Wissenschaftsjournalismus. Zudem habe ich noch zu vielen Leuten aus meinem Studiengang Kontakt und arbeite mit einigen jetzt sogar zusammen. Insofern war das Zusatzstudium sehr hilfreich.

Die Fragen stellte Katharina Schäfer